

Der Gaukler.

Indische Skizze von S. Vacinay, München.

Ein leiser Wind hat sich aufgemacht. Auf den fache schwankenden Bananenwedeln lassen sich träge Papillons wiegen und sehen aus wie bunte, samtene und atlassene Blüten, die in Willkür aus dem grünen Blatt gewachsen. Die Palmen rauschen sanft; die blutrothen Rosen fangen an, schärfer zu duften; einzelne Abendwölchchen hängen wie goldgelbe Gazerosetten im Himmelsblau.

Ueber der Gartenmauer erscheint ein weißlicher Kopf, schlecht vom Sari, dem Gesichtsfleisch, verhüllt. Ein schlankes Figürchen schiebt sich höher, nackte Füße mit klirrenden Silberringen steben mit einem Male auf den Steinen, dann ein Sprung u. sie versinken im Rasen des Nachbargartens. Banjowangi, die Frau des Besitzers, die im Schatten lauert und gebankt, voll dem Spiel des Windes zusieht, fährt erschrocken zusammen und greift nach dem Schleier.

„Du bist's, Rala?!“ „Ja, beste Frau, die ich kenne! Ich hab's heute nicht erwarten können, bis die Stunde kam, in der ich sonst zu Dir herüberkriechte, um Deine lieben Hände an meiner Wange zu fühlen; Deine Hände, die wie Mutterhände weich und warm sind. Mich drückt ein schwerer Schmerz, Jbjen, mein Herr und Wohlthäter, will mich in einen Harem verkaufen. Bis zu den ersten Tagen des Monats Sawana soll ich noch dableiben bei den andern Mädchen, dann wird mich eine Extrapost nach Jempore bringen. Ach! Taae sind es bis dahin, bis zum Abschied!“

In Banjowangi's unglückseliges Gesicht trat eine nachdenkliche Spannung. „Nun, und Du findest das Los schrecklich? Der Herr eines Penana ist reich! Du wirst Dich in Seide und Brokat kleiden, in blumigen Gärten wandeln und Dienerrinnen haben, die auf jeden Wink springen wie behende Hirsche!“

Rala machte eine betäubte Miene. „Mich küßest nicht noch duftenden Oelen und Essenzen, nach Lederbüßen auf silbernen Schüsseln. Es ist Gefangenschaft, traurige Gefangenschaft. Ehe mich Jbjen, mein Herr, von meiner Mutter fortnahm, die mich in ihrer Armut und Wittwennoth für Geringes vergab, lebte ich im Freien, lustig wie ein Vögelin und spielte wie die Fische im Bache, wenn die Sonne darauf scheint. Schon jetzt traure ich, und finde keinerlei Freude an Tanz und Singen und was ich sonst noch alles erlernen muß. Und jetzt bin ich doch noch keines fremden Mannes Weib und habe noch die Zukunft wie ein Reh von Fäden vor mir, die erst zum schönen Teppich gewebt werden sollen!“

„Und wie denkst Du Dir Deine Zukunft, Rala?“ „Ich möchte das Weib eines Landmannes werden, beste Frau! Mit ihm Acker und Wiese bebauen und pflegen, in der Sonne leben und mir den warmen Regen bei der Arbeit lustig ins Gesicht klopfen lassen. Das wäre mein Wunsch!“

„Du bist so schön!“ sagte Banjowangi und strich ihr liebend über den Kopf. „Meine Schönheit würde auch dem schlichten Gatten Vergnügen bereiten! Gurubai war entzückt, als er mich wieder sah und —“ Erglühend wurde sie stumm.

„Gurubai? Wer ist das?“ „Wir waren Gespielen, Herrin!“ antwortete Rala stehend. „Und gestern begegnete ich ihm, als ich im Bazare kleine Einkäufe machte. Er kannte mich trotz des Schleiers an meinem Gang. Ich gebe wie ein Edelstein, sagte er, so hurtig und grazios. Er erzählte mir, daß er bereits Besitzer einer niedlichen Hütte sei. Der Schatten eines alten Kleiderbaumes hält sie im Arm und muntere Papageien plaudern in den Zweigen; eine dicke Kattushede schützt sie ringsum, die über und über mit weißen Sternblüthen bedeckt ist und schöner, wie die Mauer eines ringumliegenden Palastes. Seine Felder wie köstliche Dedan. Nur einseim sei es in dem hübschen Raum, recht einsam!“

Banjowangi lächelte. „Und in dieser Hütte unter der Platane möchtest Du wohnen und die Papageien schwätzen hören und Gurubai den Reis toben als sein Weib! Hab' ich recht?“

Rala nickte mit geknickten Augen. „Glaubst Du, daß er Dich haben möchte?“ „O!“ stotterte sie langgedehnt. „Er — er sagte mir, daß er heiraten müsse. Alter und Sitte und das Bestes Erhaltung drängen ihn dazu. Seit Wochen suche er nach einem Weibe, dessen Anblick seinem Herzen wohlthue! Dabei schaute er mich so sehnsüchtig an, mit so tiefen, weichen Augen — ich hatte den Sari weggenommen, denn ich bin's nicht gewöhnt, ihm meinen Anblick zu entziehen — und — und er küßte mich.“

„Dich, liebe Rala, möchte ich! Dich!“ So fiel Banjowangi mit Lächeln ein. „Ja, Aehnliches kam leis von seinem Mund!“ gab das Mädchen mit strahlendem Anblick zu. „Und ich lachte glücklich und wäre am liebsten gleich mit ihm gegangen. Aber die Dienerrin“

zupfte mich und mahnte zum Aufbruch. In acht Tagen versprach er wieder am gleichen Orte, zur gleichen Stunde zu sein, und ich wisperte ihm hastig mein Kommen zu, um das seine Augen baten. Bis dahin nun, theure Frau, bis dahin, wo werd' ich sein? Gurubai wird vergebens warten und mich für falsch und lieblos halten und stolz eine andere in sein Heim führen!“

Rala's Schleier war von Thränen durchnäßt; die junge Brust ging in Stößen. Tiefes Mitleid fühlte Banjowangi; doch ehe sie sie zu trösten vermochte, riefen mächtige Gongschläge die Mädchen Jbjen's zusammen. Rala mußte flint fort.

Die Frau blickte ihr in Gedanken nach. Arme Kleine! Manches Mädchen aus Jbjen's Haus war aus Langeweile zu ihr über die Mauer gestiegen und hatte mit ihr geplaudert. Das Dach da drüben barg im Laufe der Jahre viele weibliche Geschöpfe. Zahlreiche hübsche Köpfe lugten übermüthig und neugierig herüber, stets wechselnd in Aussehen und Schönheit.

Jbjen war ein Agent, der schmuck, halbwegsliche Mädchen auf billige Weise an sich brachte, sie etliche Jahre bildete und pflegte und dann als theure Waare an die Besitzer vornehmer Harems verhandelte.

Banjowangi mußte das und verachtete ihn darum. Weiter aber hatte sie sein Treiben nie gekümmert und keins der Mädchen hatte sie mit Bedauern verschwinden sehen. Nur Rala war ihr lieb geworden, sehr lieb. Sie brachte etwas von der Sonne der weiten Felder, von der seligen Freiheit armer, aber glücklicher Menschen mit sich. Sie war rein wie ein eben aufgesprungenes Lotos. Und so schön!

Sie lachte nicht in eiler Verbrennung dem glänzenden Los entgegen, sondern ihre Sehnsucht strebte nach der süßen Gemeinschaft mit einem Menschen, der ihr mehr gilt als Glanz und Brumt und Wohlleben. Sie liebte! Welches Weib fände in solchem Falle nicht Theilnahme, wärmste Theilnahme und Hilfe bei einer Geschlechtskrankheit, die ein Hera bei der Liebe kennt! Und welches Weib kennt die Liebe nicht?!

Banjowangi kam einst mit einer Herzwunde in ihres Mannes Arm; die war verheilt nun, lange schon, doch nicht vergessen — Sie wollte dem holden Mädchen helfen. In das Paradies, das ihm vorwärtswebte, sollte es eintreten mit leichten, frohen Füßen. Der gewinnfüchtige Jbjen konnte ihren Verlust verschmerzen.

Als am nächsten Abend Rala bei ihr erschien, fragte sie sie mit feierlichem Ernste, ob sie wahrhaft mehr nach der Landmannshütte als nach dem Penana eines reichen Herrn begere. Sie warnte: „Du weißt dem Wohlleben aus und suchst Dein Glück in der Armut! Weißt Du, wie es im Heiligen Buche heißt: Dem zwischen Tod und Armut steht die Wahl, so zieh' ich vor den ersten von den beiden; der Tod bereitet nur Qual, doch Armut ist ein grenzenloses Leiden!“ — Rala, überlege!“

Rala schüttelte den Kopf. „Gurubai ist nicht völlig arm, beste Frau. Und war' er's, so leide ich ihm!“ Schweigend führte sie Banjowangi an eine Stelle des Gartens, wo ein Schlangenschwender mit seiner Kunst eine eingedrungene Kobra aus dem Dickicht zu loden suchte. „Der wird Dein Helfer sein nach meinem Willen! Dem vertraue und folge, wenn er's für gut hält. Prüge Dir sein Gesicht ein und trage von jetzt ab eine rote Zuspel an der Brust, so oft Du das Haus verläßt. Wenn seine Augen winkeln, sei's wann immer in den Gärten, Du dich von der Sonne, die Gurubai's Felder reißt, beschneiden lassen!“

„Der Mann hat furchtbare Augen!“ stammelte das Mädchen ängstlich. „Augen vor denen sich die giftigen Kriecher fürchten! Du hast keine Ursache zur Furcht! Dir wird er nützen, eben weil er der ist, der er ist: ein Mensch, der sein enoas Gefallen hat und Leuten, die sich um Schanden anderer bereichern wollen, aern ein Schindpöbel schlägt! Das kinnat Dir selbstam? Aber arüble nicht und vertraue mir und ihm!“

Ueber die Brunkpaläste, über die Hüften Bombas rieselt das Licht der Sonne. Die Strahlen wimmeln von Menschen, in allen Hauffarben und in der verschiedensten und geistlichen Kleidern, wimmeln von Kindern, Bel'ern von Tieren und Gefährten. In den zweirädrigen Zebutaren der Eingeborenen rollen die eleganten Diener vorüber; neben arabischen Fellen, hohen Perlmützen, farbigen und goldbesetzten Turbanen schwanen im Gewühl die weiten Sonnenhüte der Europäer. In der Luft heben und senken sich Geier und Habichte, mit gierigen Augen auf den Boden spähend und auch einer Lide, ja, vor den Hufen der Pferde wech die Beute zu holen.

Freudeine der zahlreichen Religionen feierte ein Fest. Eine Prozession dränge die Menge auseinander. Ein mächtiger Gesang, mit Mädchen behängt und mythischen Zeichen bemalt, die gefürzten Stohähne

prächtigt verguldet, schritt voran. Mit Klittern, Blumen und Edelsteinen schmückte Götzen wurden unter seidenen Baldachinen getragen; Frauen flatterten; die Priester tanzen lehrnd und langegezogene heilige Sanstritttrüben.

Dem Auge folgten in kleiner Entfernung alle jene, die Ruhen aus den sich zu Haufen drängenden Aufschauern ziehen wollen: Verkäufer von Land, von Blumen, Stöcken, Amuletten. Auf freiem Platze hatte eine Gauklertruppe rasch ein Podium improvisirt, gerade vor Jbjen's Haus.

Der Lärm und die Musik lodten die Zuschauer vor die Thüre. Verschiele und verhüllt, tückend und wispelnd drängten sie sich aneinander und Reden flüsterten mit geordneten Fingern den Sari, wenn ein hübscher Mann auf sie sah.

Nur Rala stand stumm und harrend, eine rote Zuspel an der Brust. Sie zitterte, denn sie hatte in einem der Gaukler den kleinen, geschmeidigen Schlangenschwender aus Banjowangi's Garten erkannt und bemerkt, daß sich seine Augen zuweilen forschend auf sie besteten.

Er machte allerlei Kunststücke mit Thieren und Geräthen. Er ließ Brillenschlangen tanzen, reizte und schlug sie, hielt ihren giftigen Nachen an seine Wange und Stirne, schlang sich armdie Pythons um Brust und Hals, brachte Wasser in einem Gefäß mittels der Waage feiger Hände zum Sprudeln und zauberte aus seinem Turban bunte Bänder in enbloser Menge. Dann stellte er einen großen Weidenkorb zurecht. Zum Zeichen, daß er leer sei, wies er ihn von allen Seiten. Einen jungen Burschen schickte er in ein Netz ein, steckte ihn damit in den Korb, schloß zu, warf einen Teppich darauf und summte mit großer Geläufigkeit seinen Zauberspruch darüber hin.

Nach etlichen Minuten hob er die Decke weg, öffnete den Korb und siehe, der Korb war ohne Inhalt, das Rehwerk lag lose darin. Wieder legte er den Teppich darauf, gestikulirte und murmelte mit geheimnißvoller Miene geheimnißvolle Worte, enthielt den Korb aufs neue und — der Bursche lauerte im Netz verschürt wieder drinnen.

Klatschen, Schreien, Jubeln... Die Gaffer waren unerfättlich. Sie wollten mehr, immer noch mehr sehen. Der Gaukler lächelte geschmeichelt und versprach ein noch amüsanteres Kunststück. Aber dazu bedürfte er eines jungen Mädchens. Er habe leider keines bei seiner Bande. Es müßte eines aus dem Publikum gefällig sein.

Stumm und schen standen diese da. Des Zaubers runde Kollagen ruhten hypnotisirend auf Rala. Sie begriff, jgg den Schleier eng ums Gesicht und war im Nu neben ihm. Ihre Gespielen nahen, zweifelten, murrt, protestirten durcheinander, aber der Gaukler umflocht mit raschen Händen Rala's schlante Gestalt mit farbigen Bändern, sie flieg in den Korb; Dedel und Teppich sieden über sie.

Nach ähnlichen Manipulationen wie vorher zeigte er auch jetzt den leeren Raum. Und nach weiteren Worten, Formeln und Gesten entstieg dem Korb, mit scheidigen Bändern aufgeputzt, ein altes Weiblein, dem der Zauberer den Sari dreißig vom vertrockneten Gesicht zog.

Stimmenrufe, Gelächter, Jubel, Geschrei aller Art wurde durcheinander. Die Mädchen Jbjen's standen in schwanender Stimmung; gespannt, verblüfft, erschrocken. Der Gaukler streckte den Beifall mit schauerlicher Miene ein, seine Genossen sammelten den Lohn, der reichlich ausfiel.

Hin und her wogte die Menge. Die Straßenkünstler machten Anstalten, abzuziehen. Gemurmel wird hörbar. Dann rief eine laute Stimme: „Das junge Mädchen schaff wieder her! Rasch!“ Und hunderte schrien mit.

Der rundbüchtige Gaukler machte ein hübes Gesicht. Mache verneinende Gebärden. Die Menge wurde jubringlicher. Er schüttelte erpauht den Kopf. „Hab's ja wiedergeschafft!“ rief er über sie hin, „nur in anderer Gestalt! Wenn's damit nicht zufrieden ist, mag es sich an mich wenden! Es soll kommen! Da bin ich! Sucht mir's! Bringt mir's!“

Das alte Weiblein war nirgend's zu sehen. Die Dummen grölten vor Vergnügen; die Leichtgläubigen waren stumm; die Augen drohten mit Worten und geschwungenen Fäusten. Den Mädchen Jbjen's sprach das Entsetzen aus jeder Gebärde. Da erschien Jbjen selbst, reich gekleidet und mit einer gefürzten Sambura von feinsten Wolle. Kreischend flüchten sie zu ihm, und bald weiß er den Sachverhalt. Er erhebt seine Stimme voll Empörung und Wuth; der Pöbel schimpft mit.

Es entsteht ein wüster Tumult, ein Geschreie und Gedränge. Der Gaukler und seine Genossen tauchen flint und geschickt hinein wie Mäuselein ins Loch, und als nach langem Streit und Lärm sich endlich die Polizei ins Mittel legte, ist wohl ein zornhafter

der Kläger da, aber der Angeklagte nebst den Helfershelfern ist verschwunden, gleichwie die alte Frau und das junge Mädchen.

Jbjen wird mit schönen Versprechungen getröstet, und er geht fluchend und zeternd ins Haus, in das sich zitternd und strafesüchdig die Mädchen zurückgezogen haben.

Nach acht Tagen ist in der Hütte inmitten der Kattushede eine junge Frau eingezogen. Wenn die Papageien im Kleiderbaum schweigen, trillert sie mit glücklicher Stimme. Wie weiße Perlen gleitet der glänzende Reis durch die lichtbraunen Finger, als koste sie ihn, und köstlich duftet er, wenn der kommt, für den er bestimmt ist.

Sie trägt den Sari, hingegen den Frauen der anderen, welche den lästigen Schleier bei Arbeit und Hüttegänzlich ablegen, nicht und eng ums Gesicht gespannt, und nimmt ihn nie weg vor fremden Augen. Nicht allein ihrer Schönheit wegen, wie alle glauben. Er und sie wissen warum und lachen glücklich, wenn sie der Zauberkunst des Gauklers gedenken.

Meine Cousine. Skizze von Paul Eberhardt. Sie war ein komisches Geschöpf, meine Cousine Franziska. Eine Jungfrau war sie, obgleich schon über 50 Jahre alt, groß und hager ihre Gestalt, der Kopf mit schwarzen Flechten und Löcherchen besetzt, die sie ihr eigen nannte — durch Rauf natürlich — und ihr Inneres war vollgepfropft mit Ansichten, die sie allen aufzubringen suchte, die ihr in der Weg kamen, dabei rücksichtslos alles niedertrampeln, was anderer Einfluß geübt. Ihre Augen blickten durchdringend und verriethen jene unerfättliche Neugier, die sie so oft zur Zielscheibe der „Verurteilung“ machte, die wir jüngeren Familienmitglieder uns mit ihr erlaubten. Ihre Nase war groß und sie gebrauchte dieselbe besonders dazu, sie in anderer Leute Angelegenheiten zu stecken — eine Gewohnheit, die ihren Verwandten sehr lästig war und diese und ihre Freunde veranlaßte, meist das Haus zu verlassen, wenn Franziska ihren Besuch ankündigte — androhte, wie die Freunde sagten.

In ihrem Mund und ihrer Moral war nichts auszufehen — aber die letztere war wahrlich noch nie in Versuchung geführt worden, denn das „starke Geschlecht“ hatte nie Gelegenheit zu ihr gefunden, sonst wäre sie doch wohl eben keine alte Jungfer geworden.

Meine Cousine Franziska las, trotzdem sie sehr moralisch war, recht gern Standalgeschichten in den Zeitungen; sie las auch gern eine gewisse Sorte von französischen Romanen. Aber über harmlose Späße und übermüthige Jugendreize rümpfte sie ihre große Nase. Ganz besonders hatte sie es auf die jüngeren Familienmitglieder abgesehen. Wehe der jungen Nichte, die sich für Raufsport interessirte — und wehe dem jungen Reffen, der es sich herausnahm, Cigaretten zu rauchen oder Viktor zu trinken — und wehe dem Dienstmädchen, das Abends mit seinem Schatz spazieren ging — und wehe dem jungen Burschen, der Sonnabends von der Arbeit schwankenden Schrittes heimkehrte!

Franziska hatte keine echt weiblichen Tugenden an sich. Sie scheute auch nicht den Fluch der Lächerlichkeit. Sie trug gern weiße, duftige Kleider mit bunten Gürteln und jugendliche Hüte, in welchem Anzuge sie manchmal recht komisch ausah.

Es war in den Ferien. Auf unserem Landgut — meine Mutter war die Zante meiner Cousine Franziska — weilten mehrere Freunde meiner Brüder, die alle von Cousine Franziska gequält wurden, weil sie alle Welt daran genöthigen wollte, nur Kaffee und Thee zu trinken. Unglücklicherweise wußten wir, daß der geringste Tropfen Alkohol, den Franziska trank, ihr in die weit vorstehende Nase stieg und diese roth färbte; darum glaubten wir auch nicht, daß sie sich jedes Tropfens Alkohol enthielte.

In der Unterhaltung über diese Enthaltensamkeit war es heute ziemlich heiß hergegangen, und fast alle ahmten aus, als die atemlose und etwas zornige Franziska aufstand und das Zimmer verließ. Sie wollte in Begleitung der Ideale von Wassertrinken — der Hunde — noch einen Spaziergang machen. Niemand bot sich ihr zur Begleitung an. Gefolgt von den Hunden, verließ sie hochgehobenen Hauptes das Haus.

Friede herrschte! So verging eine halbe Stunde — dreiviertel Stunden. Dann blickte meine Mutter von ihrem Buch auf und meinte, Franziska sei sehr lang draußen. Aber als wieder eine Viertelstunde verging — es war bereits halb elf und die Zeit, da wir zu Bett zu gehen pflegten — bat meine Mutter meinen ältesten Bruder, nach Franziska zu sehen. Er kam zurück, hatte sie nirgend's gesehen.

„Sie kann doch nicht im Park herumlaufen, um ihren Nerger abzukühlen.“ Meine Mutter klingelte. Als der Diener erschien, meldete er, Fräulein Franziska sei durch den hinteren

Eingang gekommen und direkt zu Bett gegangen.

Das sah Franziska so wenig ähnlich, daß wir uns wunderten. Dann gingen wir aber zu Bett und am nächsten Morgen wurde uns die Erklärung für Franziska's Verschwinden.

Entgegen ihrer Gewohnheit war sie noch in den Park gegangen, an dessen Ende ein kleiner Sommerpavillon stand, umgeben von biden, alten Bäumen, so daß die Umgebung einer kleinen Wildnis glich. Plötzlich erlöste ein leises Pfeifen. Sofort schöpfte Franziska schwarze Verdacht, eine gewisse junge Dame und ein junger Referendar, die zu Besuch auf unserem Gut weilten, könnten sich hier ein Stelldichein geben. Franziska's scharfe Augen sahen eben alles, sie sahen sogar mehr, als da war, und sie mittelten überall heimliche Herzensneigungen, die sie unbedingt zerstoren mußte, ehe sie zur Reife kamen.

Die betreffende junge Dame war „das schwarze Schaf“ Franziska's. Vollkommen harmlos, aber lustig und übermüthig, den Sport über alles liebend, gern und flott radelnd, wüthig und schlagfertig — das war Milli Martens. Mit den Theorien Franziska's spielte sie Kugelspiel und gebrauchte ihre schlagfertige Zunge, ohne sich im Geringsten zu fürchten. Sehr respektvoll gegen eine Dame, die doppelt so alt war, wie sie selber, war sie ja nicht. Aber wir alle ermunthigten sie in ihrem Vorhaben gegen Franziska durch wahre Stürme von Gelächter, wenn das Wortgefecht gar zu heftig wurde, und wir gossen damit nur Öl ins Feuer.

Milli war zu dieser Zeit Gegenstand altherbrannter Verehrung eines meiner Brüder. Fröhlich zählte 15 Jahre. Er hatte Milli eines Tages überredet, mit ihm an einen ziemlich entlegenen Teich zu gehen, durch welchen ein Bächlein floß, in welchem eine Forellenzucht angelegt war. Es war in regnerischer Tag. Fröh und Milli hatten sich also mit Mänteln versehen. Fröh hatte den ersten besten Mantel und die erste beste Sportmütze genommen, die ihm in die Hände fielen, und so zogen sie los, von allen unbemerkt — außer von Franziska, die immer auf der Lauer lag. Franziska, die Fräulein Martens und Referendar Hartog erblickte — dessen Mantel und Mütze sie genau kannte — beschloß, sich Gewißheit über die Beziehungen, die zwischen den beiden herrschten, zu verschaffen. Sie zog also schleunigst ihre Gummischuhe und einen Regenmantel an, setzte einen alten Hut auf ihr Vordach und nahm die Verfolgung auf.

Sie fand das Paar nicht gleich, aber nach einer Weile erblickte sie es und näherte sich ihm geräuschlos auf ihren Gummischuhen, und sie hörte mehr, als sie hören wollte.

„Dummkopf! Wie kann man nur seiner Großmutter den Hof machen!“ sagte Fräulein Martens. Und: „Sie sind nicht meine Großmutter! Und wenn ich auch noch jung bin — ich liebe Sie doch ganz schrecklich — ich liebe Sie an! Geben Sie mir nun Hoffnung, Milli, ein klein wenig Hoffnung.“

„Aber, Fröh, Sie triegen eine Chre-fausche, wenn Sie sich noch einmal herausnehmen, mich küssen zu wollen.“ „Ach, das hab ich bloß diesem verwinkelten Hartog zu verdanken. Bis der kam, waren Sie so nett zu mir,“ versetzte Fröh.

In diesem Augenblick erkönte das vernehmliche „Gem“, das dem Nacher meiner Cousine vorauszugehen pflegte, und gleich darauf: „O Fröh, du bist's bloß! Ich dachte, es wäre Herr Hartog! ent schlüpfte es sehr lautvoll Franziska's Lippen.“

Milli war feif wie ein Stock und bemerkte in eiffiger Tone, wenn Fräulein Franziska diesen Herrn ganz speziell wünsch, werde sie ihn im Billardzimmer finden, während Fröh wie ein herausfordernder Romeo losbrühe, ob seine Cousine den Roman gelesen habe, den er zum Geburtstag gewünscht bekommen. „Rein!“ antwortete Franziska in fragendem Tone. „Dann lies ihn nur!“ donnerte der Jüngling. „Er heißt nämlich: „Zimmer im Wege!“ — „Kommen Sie, Milli,“ fuhr er fort, „ich will Ihnen die Forellen zeigen.“ Und das Paar verabschiedete sich, Fröh wuthschraubend und rachebrütend.

Er wurde bald gerächt — wenn auch nicht durch ihr selbst. Die offensichtliche Zurückhaltung Milli's, die Franziska als Luft betrachtete, wo sie nur konnte, reizte diese nur noch mehr gegen das junge Mädchen. Und als sie an jenem Abend das leise Pfeifen vernahm, war sie überzeugt, daß dies ein zwinchendes Fräulein Martens und dem Referendar verabredetes Zeichen sei. Sie pffiff also leise wieder. Das Pfeifsignal wiederholte sich, es kam von dem Sommerpavillon her.

Leise näherte sich Franziska dem Pavillon. Ein drittes, leiseres Pfeifen lodte sie weiter vorwärts in die Finsternis. Und im nächsten Augenblick fühlte sie sich von zwei starken Armen umschlungen und träftig gedrückt von einem Mann, der schrecklich nach Tabak, Bier und Stallduft roch, und dann bekam sie ein paar träftige Küsse auf ihre jungfräulichen Wangen.

gen. Franziska war wüthend, sie suchte sich loszumachen aus den fahharten Armen, aber es gelang ihr nicht, der Mann hielt sie an sich gepreßt wie in einem Schraubstock und die nach Tabak und Bier riechende Stimme rief: „Na, Schatz, du halt mich aber lange warten lassen!“ Dann folaten wieder zwei beste Küsse.

„Aber jetzt schrie Franziska laut auf: „Sie Bestie! Sie etelshafter Mensch! Sie gemeine Person! Wachsen Sie mich los!“ Und sie wurde so blitzschnell losgelassen, daß sie sich rückwärts auf den Rasen stürzte.

„Himmel — pfui Deibel — das ist ja die alte Schachtel — die Nichte der Herrin —“ dann das Geräusch von fliehenden wuchtigen Schritten und der zurückbleibende Duft von Tabak, Bier und Stallduft — Franziska war in Thränen ausgebrochen. So sah sie nun da und rieb sich die nassen Augen. Die Küsse waren schrecklich — der Schreck war auch schrecklich — aber eine alte Schachtel genannt zu werden — und das „pfui Deibel“ — das war das allergrößte!

Sie dachte noch über ihr Unglück nach, als drei kalte Fingerringe ihr Gesicht berührten und die drei Thiere, mit denen sie hatte spazieren gehen wollen, sich an sie drückten, wie um sie zu trösten.

In ihrem jämmerlichen Zustand konnte sie sich der Familie nicht zeigen, sie ging also durch den Hintereingang und begab sich schleunigst in ihr Zimmer, wo sie ihre tiefbelebte, entmeinte Person und ihre schwerverlegten Gefühle zu Bett brachte.

Das Abenteuer Franziska's stürzte sich dahin auf, daß einer der Stallburschen, der eins der Hausmädchen liebte, das in Bezug auf Größe und Gestalt Franziska ähnlich war, seinen Schatz gebeten hatte, ihn beim Sommerpavillon zu treffen. Wir freuten uns alle mächtig über den Stallburschen!

Ein Brahms-Anecdote. Eine hübsche Anecdote von Brahms, die der Tonbichter im heiteren Kreis selbst gern erzählte, berichtet Richard von Berger in seiner Biographie Brahms'. Die kleine Erzählung liefert den Beweis, wie großzügig und wie frei von jeglichem Philistertum Brahms auch in späteren Tagen gewesen: In einer kühnlichen Winternacht eilt Brahms mit dem müdegestimmten, lebenswürdigen Pianisten Epstein von einer Unterhaltung in Viktor's Hofe durch die engen Straßen der Wiener Altstadt seinem Heim zu. Doch halt an! Da liegt längs der Mauer, anscheinend ohnmächtig, ein anständig gekleideter Mann; Regen und Schnee schlagen ihm in das bleiche Antlitz, und nichts ist begreiflicher, als daß die Freunde hilfreich zugreifen. Der Patient wird aufgerichtet. „Wo wohnen Sie?“ forsch' Meister Johannes. Aus den fahlen Lippen ringt sich endlich der Name einer ziemlich entlegenen Straße hervor. Also frisch angepackt! Der beliebte Brahms und der schlante Epstein nehmen den Mann unter ihren Arm, und nun geht's wieder holterdiepolder durch Sturm und Kälte hinaus in die Vorstadt.

Endlich ist das Haus erreicht. Man erfährt, daß der Mann im vierten Stock wohnt. In Gottes Namen also vorwärts! Im Anbrot der jetzt schon leuchtende Brahms; Schritt für Schritt geht es mühselig die Treppen hinauf. — Da urplötzlich bedort die oberste Etage erreicht ist, erscheint am Geländer ein furiertartiges Wefen, flatternden Haares, in verstörter Nachgemaubung, die Kerze in der Rechten, einen Besen in der Linken. „Aha, ihr seid also die fauberen Gesellen, die meinen Mann zum Trinken verleiten und halbe Nächte mit ihm vergehen?“ donnert es auf die erstaunten Samariter los. „Schamt's euch nicht? Wartet, ich will euch helfen!“ Der Besen dräut, ein Hagel von Injurien prasselt hernieder.

Zu diesem schrecklichen Cantus firmus findet selbst ein Brahms seinen Contrapunkt, sondern ergriff im wilden Prestissimo die Flucht, der Pianist that beschlieden, und entwidelte mit den Weinen eine Geläufigkeit, die der seiner Finger wenig nachsteht. Athemlos, aber vom Lachen geschüttelt, heben jetzt die beiden wieder draußen vor dem Hause. Eine nahe Thurmuhre donnert ein mächtiges „Gins“. Meister Johannes greift wieder behaglich nach einer Cigarette und sagt schmunzelnd: „Nun, mein lieber Epstein, wollen wir aber eben noch irgendwo eine Tasse Kaffee trinken!“

Kindermund. Händchen: „Schau, Milli, die braune Penne macht beim Eierlegen immer so ein betäubtes Gesicht!“ — Milli: „Die legt gewiß Küheier!“

Aus dem Examen. Professor: „Schade, Herr Candidat, daß Ihr ganzes Wissen aus einer geschlossenen Kette von größeren und kleineren Lücken besteht!“

Auffklärung. Gast: „Ich denke, der Gefangene wird jetzt etwas vortragen — warum bleiben denn die Herren alle sitzen?“ — Wirth: „Ja wissen S', singen können I' noch — aber nicht mehr sehen!“